

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 45

Artikel: Jerry der Insulaner [Fortsetzung]
Autor: London, Jack
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jerry

der Insulaner

VON JACK LONDON

Copyright by Union Deutsche Verlagsanstalt (17. Fortsetzung)

Obwohl Jerry nichts sehen konnte, fühlte er doch, daß dieses Geschöpf, dieses Werkzeug des Todes, in seiner Nähe lauerte. Er sah auch nicht, wie die Rückensflosse das Wasser durchbrach und sich ihm von hinten näherte. Von der Jacht hörte er Büchsenabfeuerungen, einen schnell nach dem andern. Hinter sich hörte er ein erschrockenes Plätschern. Das war alles. Die Gefahr verschwand und war vergessen, und er verband auch, als sie überstanden war, die Büchsenabfeuerungen nicht mit ihr. Er wußte nicht und sollte auch nie erfahren, daß einer, den die Menschen Harley Kennan, und den die Frau, die er selbst „Kameradin“ nannte, Kamerad anredete, der Besitzer der dreimastigen, mit Schonertakelung versehenen Jacht Ariel, ihm das Leben gerettet hatte, indem er eine Kugel durch den untersten Teil von der Rückensflosse eines Hais sandte.

Aber Jerry sollte Harley Kennan kennenlernen, und zwar schon sehr bald, denn Harley Kennan wurde, eine Buline um den Leib, von ein paar Matrosen über den hohen Freibord der Ariel heruntergelassen. Er ergriff den glatthaarigen irischen Terrier am Nacken, der senkrecht Wasser tretend, ihn gar nicht sah, sondern eifrig die lange Reihe von Gesichtern an der Reling entlang blickte, um möglichst das eine Gesicht zu sehen.

Als er vorsichtig auf das Deck gesetzt wurde, ließ er sich keine Zeit zum Danken. Statt dessen schüttelte er instinktiv das Wasser ab und schob dann über das Deck, in der Hoffnung, Schiffer zu finden. Der Mann und seine Frau lachten über den Anblick.

„Er tut, als sei er ganz verrückt aus Freude über seine Rettung“, bemerkte Frau Kennan.

Und Kennan sagte: „Das ist es nicht. Irgendwo muß eine Schraube bei ihm los sein. Vielleicht ist er eines der Geschöpfe, bei denen die Hemmung des Motors nicht funktioniert. Vielleicht kann er nicht eher aufhören zu rennen, bis das Uhrwerk abgelaufen ist.“

Unterdessen lief Jerry weiter die Backbordseite hinauf und die Steuerbordseite hinunter und wieder zurück, wedelte mit seinem Schwanzstummel und lachte die zweibeinigen Götter, die er auf seinem Wege traf, freundlich an. Hätte er so weit denken können, so wäre er über ihre Zahl erstaunt gewesen. Es waren mindestens dreißig, ohne andre Götter zu rechnen, die weder schwarz noch weiß, aber ganz zweifellos Götter waren, zweibeinige, aufrechte, bekleidete Götter. Ebenso würde er sich, wenn er einer solchen Verallgemeinerung fähig gewesen, gesagt haben, daß die zweibeinigen Götter noch nicht alle von dem großen Nichts verschlungen waren. Immerhin wurde ihm das alles klar, ohne daß er sich dessen bewußt wurde.

Aber kein Schiffer war da. Er steckte die Nase in die Bordluke, und er steckte die Nase in die Kombüse, wo zwei chinesische Köche eine Menge unverständlichen Geschwätzes zu ihm sagten, und er steckte die Nase in den Kajüteingang und durch

das Skylight in den Maschinenraum, wo er zum erstenmal Benzin und Schmieröl roch; aber soviel er auch schnüffelte, konnte er doch nirgends das geringste von Schiffer riechen.

Achtern, am Steuerrad, würde er sich niedergesetzt und die Enttäuschung, die ihm fast das Herz brechen wollte, herausgeschreien haben, hätte ihn nicht ein weißer Gott in weißer Leinenuniform mit goldbetreifter Mütze angesprochen. Jerry, der immer Gentleman war, lächelte höflich mit zurückgelegten Ohren, wedelte mit der Rute und kam näher. Dieser hohe Gott war gerade im Begriff, die Hand auszustrecken und ihm den Kopf zu streicheln, als die Stimme der Frau in einer Sprache, die Jerry nicht verstand, über das Deck ertönte. Was sie sagte, verstand er nicht, aber er fühlte, daß die Stimme gewohnt war, zu gebieten, und das bestätigte sich, indem der Gott in Weiß und Gold, der ihn gerade hatte streicheln wollen, schnell die Hand zurückzog. Dieser Gott fuhr hoch, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten, und schickte Jerry mit einem anfeuernden Zuruf, dessen Sinn der Hund nur erraten konnte, zu der, die ihren Wunsch mit folgenden Worten ausgesprochen hatte:

„Ach, bitte, schicken Sie ihn mir her, Kapitän Winters.“

Jerry wand und drehte sich vor Entzücken, gehorchen zu können, und würde pflichtgetreu den Kopf gebeugt haben, um ihre Liebkosungen zu empfangen, hätte ihn nicht der Umstand abgeschreckt, daß sie so ganz anders war als jedes Geschöpf, das er bisher gekannt hatte. Er blieb stehen und zog sich knurrend und zähnefletschend vor ihrem Rock zurück, den der Wind gefaßt hatte. Die einzigen weiblichen Wesen, die er kennengelernt hatte, waren nackte Marys gewesen. Dieser Rock, der wie ein Segel im Winde flatterte, erinnerte ihn an das drohende Großsegel der Arangi, wie es über seinem Kopfe hin und her geschlagen war. Die Laute, die aus ihrem Munde kamen, waren weich und einschmeichelnd, aber der schreckliche Rock flatterte weiter im Winde hin und her.

„Du komischer Hund!“ lachte sie. „Ich heiße dich nicht.“

Aber ihr Gatte streckte mit einer schnellen, sicheren Bewegung die Hand aus und zog Jerry an sich. Und Jerry wand sich vor Entzücken unter der liebkosenden Hand des Gottes und führte sie mit seiner roten Zungenspitze. Dann führte Harley Kennan ihn zu der Frau, die auf dem Deckstuhl saß und sich mit ausgestreckten Armen vorbeugte, um ihn in Empfang zu nehmen. Jerry gehorchte. Er näherte sich ihr mit zurückgelegten Ohren und lachendem Maul, aber gerade als sie ihn berühren wollte, fäste der Wind wieder ihren Rock, und er zog sich knurrend zurück.

„Bor dir fürchtet er sich nicht, Billa“, sagte Harley. „Es ist dein Rock. Vielleicht hat er noch nie einen Rock gesehen.“

„Willst du etwa behaupten“, sagte Billa herausfordernd, „daß die Kopffäger und Kannibalen an Land Stammtafeln anlegen und Rassehunde züchten? Denn soviel ist doch gewiß —

dieser komische Hund ist ebenso sicher ein reinblütiger irischer Terrier, wie die Ariel ein aus Oregonplanken erbauter Schoner ist."

Harley Kennan lachte zustimmend. Villa Kennan lachte auch, und Jerry wußte, daß es zwei glückliche Götter waren, und lachte selbst mit ihnen.

Aus eigenem Antrieb näherte er sich wieder dem weiblichen Gott, angezogen von dem Tafkum und den andern, unbestimmter Gerüchen, die, wie er sich schon überzeugt hatte, die gleichen waren, die er an Land gefunden hatte. Über der unglückselige Bassat ließ ihren Rock wieder hin und her flattern, und wieder zog er sich zurück — diesmal nicht so weit und mit weniger gesträubtem Haar und einem Knurren, bei dem er die Zähne kaum halb entblößte.

„Er fürchtet sich vor deinem Rock“, beharrte Harley. „Sieh ihn an! Er möchte gern zu dir kommen, aber der Rock hält ihn ab. Seze dich drauf, daß er nicht flattert, und du wirst sehen, was geschieht.“

Villa Kennan tat, wie er sagte, und Jerry kam vorsichtig zu ihr, beugte den Kopf zu ihrer Hand nieder und wand sich unter ihr, während er ihre beschuhten und bestrumpften Füße beschüßelte und feststellte, daß es dieselben Füße waren, die nach den verfallenen Weg im Dorfe an Land betreten hatten.

„Kein Zweifel“, räumte Harley ein. „Er ist der Hund eines weißen Mannes und von einem weißen Mann erzogen. Er hat eine Geschichte. Er steht voll Abenteuer von der Nase bis zur Schwanzspitze. Glaub' mir, er hat nicht sein ganzes Leben zwischen Niggern verbracht. Wir wollen's mal an Johnny probieren.“

Johnny, den Kennan mit einer Handbewegung zu sich rief, war von dem Regierungskommissar der britischen Salomoninseln in Tulagi entliehen und hatte Kennan als Lotse oder eher als Freund und Ratgeber begleitet. Johnny näherte sich grinsend, und sofort wurde Jerry ein ganz andrer. Sein Körper erstarnte unter der Hand Villa Kennans, er entzog sich ihr und begann steifbeinig auf den Schwarzen zuzugehen. Seine Ohren legten sich nicht flach an den Kopf, und er lachte auch nicht kameradschaftlich, als er sich daranmache, Johnny zu untersuchen und seine Beine zu beschüßeln, um ihn später wiedererkennen zu können. Er war im höchsten Maße überlegen, und nach einer möglichst kurzen Untersuchung wandte er sich wieder Villa Kennan zu.

„Was hab' ich gesagt?“ frohlockte ihr Gatte. „Er kennt die Farbgrenze. Er ist der Hund eines weißen Mannes, der ihn dazu erzogen hat.“

„Mein Wort“, sagte Johnny. „Mich kennen ihn fella Hund. Mich kennen Papa und Mama gehören ihm. Groß fella weiß Herr Haggins wohnen Meringe, Mama und Papa bleiben bei ihm das fella Ort.“

Harley stieß einen Pfiff aus.

„Natürlich“, rief er. „Der Kommissar hat mir ja die ganze Geschichte erzählt. Die Arangi, die von den Somoleuten genommen wurde, machte ihre letzte Fahrt von Meringe-Plantage aus. Johnny weiß, daß der Hund von derselben Rasse ist wie das Paar, das Haggins in Meringe hat. Über das ist lange her. Er muß damals ganz jung gewesen sein. Natürlich ist er der Hund eines weißen Mannes.“

„Und dabei hast du den deutlichsten Beweis noch gar nicht einmal gesehen“, neckte Villa Kennan ihn. „Der Hund führt den Beweis ja bei sich.“

Harley sah Jerry von allen Seiten prüfend an.

„Einen unumstößlichen Beweis“, beharrte sie.

Nach einer erneuten eingehenden Untersuchung schüttelte Kennan den Kopf.

„Ich will mich hängen lassen, wenn ich etwas so Unumstößliches sehe, daß es jeden Zweifel ausschließt.“

„Die Rute“, lachte seine Frau. „Die Eingeborenen kipieren ihren Hunden doch wirklich nicht die Rute. — Tun Sie das etwa,

Johnny? Schwarze Männer bleiben Malaita hauen ihn Schwanz ab gehören Hund?“

„Nicht hauen ihn ab“, stimmte Johnny zu. „Herr Haggins in Meringe, er hauen ihn ab. Mein Wort, er hauen ab das fella Schwanz, das stimmt.“

„Dann ist er der einzige Überlebende von der Arangi“, schloß Villa Kennan. „Habe ich nicht recht, Herr Sherlock Holmes Kennan?“

„Meine Reverenz, Frau Sherlock Holmes“, sagte ihr Mann galant. „Und jetzt fehlt nur noch, daß du mich direkt zu dem Kopf von La Perouse bringst. Es heißt, daß er ihn hier irgendwo zwischen diesen Inseln verloren hat.“

Er ahnte nicht, daß Jerry in enger Gemeinschaft mit einem gewissen Bashti gelebt hatte, der in Somo, nicht viele Meilen die Küste aufwärts, zu Hause war, und daß dieser Bashti in ebendiesem Augenblick in seiner Grashütte saß und und über einen Kopf grübelte, den er auf seinen weichen Knieh hielte — einen Kopf, der einmal dem großen Reisenden gehört hatte, dessen Geschichte aber von den Söhnen des Häuptlings, der ihn genommen hatte, vergessen war.

* * *

Der schöne Dreimaster Ariel, der eine Reise um die Welt mache, war schon ein ganzes Jahr von San Francisco fortgegangen, als Jerry an Bord kam. Als Welt, und dazu als Welt eines weißen Mannes, war sie in seinen Augen ganz unvergleichlich. Sie war nicht klein wie die Arangi, und zudem wimmelte es nicht vorn und achtern auf Deck und in der Kajüte von Niggern. Der einzige Schwarze, den Jerry hier fand, war Johnny; im übrigen war das geräumige Schiff mit zweibeinigen weißen Göttern bevölkert.

Er begegnete ihnen überall, am Rade, auf dem Ausguck, das Deck waschend, Messing polzend, nach oben kletternd, oder, ein Dutzend auf einmal, an Schoten und Tälzen hievend. Aber es gab Unterschiede. Es gab mehrere Arten Götter, und Jerry spürte bald, daß in der Rangordnung der Götter an Bord die, welche die Arbeit taten und das Schiff bedienten, weit unter dem Kapitän und seinen zwei Offizieren standen, die in Weiß und Gold gekleidet herumgingen. Anderseits aber waren diese wieder geringer als Harley Kennan und Villa Kennan; er erkannte schnell, daß sie unter Harleyens Befehl standen. Aber etwas konnte Jerry nie herausbringen, und das war, wer der höchste Gott auf der Ariel war. Er erfuhr nie, ob Harley Kennan Villa, oder ob Villa Kennan Harley kommandierte — er versuchte es auch nie zu erfahren, denn soweit konnte er nicht denken. Ohne sich im übrigen den Kopf mit dieser Frage zu zerbrechen, betrachtete er ihre Oberhoheit in dieser Welt als eine Art Doppelherrschaft. Keines von ihnen stand im Rang über dem andern. Sie schienen einander ebenbürtig, während alle andern sich vor ihnen beugten.

Es ist nicht wahr, daß einen Hund füttern dasselbe ist, wie sein Herz gewinnen. Weder Harley noch Villa fütterten Jerry je, und doch wählte er sie zu seinen Herren, die er ehren und denen er dienen wollte vor dem japanischen Steward, der ihn fütterte. Wie alle Hunde, war Jerry wohl imstande, zwischen dem, der ihm das Futter reichte, und dem, der die Quelle des Futters war, zu unterscheiden. Das heißt, er hatte ganz unbewußt das Gefühl, daß alles, was an Bord verzehrt wurde, aus derselben Quelle kam — nämlich von dem Mann und der Frau. Sie waren es, die alle nährten und über alle herrschten. Kapitän Winters mochte den Matrosen Befehle erteilen, aber er empfing selbst Befehle von Harley Kennan. Das wußte Jerry ebenso sicher, wie er danach handelte, obwohl es nie die Form eines bewußten Gedankens in seinem Hirn annahm.

Und wie er es sein ganzes Leben gewohnt gewesen — bei Herrn Haggins, bei Schiffer, ja selbst bei Bashti und dem obersten Teufel-Teufel-Medizimmann von Somo —, schloß er sich auch hier den höchsten Göttern an und wurde folglich von den

Göttern, die unter ihnen standen, mit Ghrerbietung behandelst. Wie Schiffer auf der Arangi und Bashti in Somo Tabus erlassen hatten, so beschützten auch der Mann und die Frau auf der Ariel Jerry mit Tabus. Sano, der japanische Steward, und nur Sano, fütterte Jerry. Von keinem Matrosen im Walboot oder in der Dampfsarkasse würde er auch nur einen einzigen Bissen Zwieback oder eine Einladung zu einer Fahrt an Land angenommen haben, selbst wenn sie es ihm angeboten hätten, was sie im übrigen nicht taten. Sie durften auch nicht vertraulich gegen ihn werden, mit ihm zu spielen versuchen oder ihm auch nur auf Deck pfeifen.

Für Jerry, der von Natur so geschaffen war, daß er nur einem gehorchen konnte, war das sehr angenehm. Selbstverständlich gab es auch hier Gradunterschiede, aber keiner hatte ein feineres und klareres Gefühl hierfür als Jerry selbst. So durften sich die zwei Offiziere wohl erlauben, ihn mit einem „Hallo“ oder einem „Guten Morgen“, ja sogar mit einem freundschaftlichen Klaps auf den Kopf zu begrüßen, und Kapitän Winters Benehmen ihm gegenüber war noch vertraulicher. Er konnte ihm die Ohren reiben, ihm Pfote geben lassen, ihm den Rücken kratzen und sogar seine Schnauze packen und ihn gründlich schütteln, aber er machte unwiderruflich Platz, wenn der eine Mann und die eine Frau an Deck erschienen.

Wenn es galt, sich Freiheiten, entzückende, ausgelassene Freiheiten zu nehmen, so durfte Jerry als einziger an Bord sie sich dem Mann und der Frau gegenüber erlauben, und anderseits waren sie die einzigen, die sich Freiheiten ihm gegenüber herausnehmen durften. Jede Bekleidung, die Villa Kennan ihm zuzufügen für gut befand, ließ er sich, zitternd vor Begeisterung, gefallen, zum Beispiel, wenn sie seine Ohren ganz hinter dem Kopf zusammenzog und ihn zwang, aufrecht zu sitzen und mit den Vorderbeinen hilflos in der Luft herumzufuchtern, um das Gleichgewicht zu bewahren, während sie ihm gleichzeitig schelmisch in Mund und Nüstern blies. Und Harley Kennan war auch nicht besser. Er hatte eine Art, ihn zu finden, wenn er gerade wunderbar auf Villas Rocksaum schlief, und ihm die behaarte Haut zwischen den Beinen zu kitzeln, daß er unwillkürlich im Schlaf um sich trat und dadurch aufwachte, während die andern auf seine Kosten in ein heiteres Lachen ausbrachen.

Dann wieder konnte Villa, wenn sie nachts auf Deck lagen, ihren einen Zeh unter der Decke drehen und wenden, daß er wie ein seltsames krabbelndes Geschöpf ausfah, worauf Jerry sofort tat, als fiele er wirklich darauf herein, und in ihrem Bett die furchtbarste Verwirrung anrichtete, indem er sich wütend auf das stürzte, was, wie er sehr gut wußte, ihr Zeh war. In einem Sturm von Lachen, in das sich halb unwillkürlich Angstschreie mischten, nahm sie ihn dann zuletzt in ihre Arme und lachte, das Gesicht gegen seine Ohren gepreßt, die vor Freude und Liebe ganz zurückgelegt waren. Wer von allen, die sich auf der Ariel befanden, hätte sich sonst derartige Teufelstreiche gegen das Bett des weiblichen Gottes erlaubt? Es wäre ihm nie eingefallen, sich diese Frage zu stellen, deshalb hatte er aber doch ein ganz deutliches Gefühl, in wie hoher Gunst er vor allen andern stand.

Eine andre seiner Künste hatte er durch einen reinen Zufall entdeckt. Als er einmal die Schnauze vorstreckte, um ihre Liebkosungen zu erwiedern, berührte er zufällig ihr Gesicht mit seiner kleinen Schnauze, die weich und doch hart zugleich war. Und er tat es so kräftig, daß sie mit einem kleinen Schrei zurückfuhr. Noch einmal tat er es in aller Unschuld, und dadurch wurde er sich der Wirkung auf Villa bewußt, so daß er ihr von jetzt an, wenn sie in ihren Neckereien zu wild und ausgelassen wurde, nur die Schnauze ins Gesicht stach, worauf sie hastig den Kopf zurückbog, um ihm zu entgehen. Als er dann nach einiger Zeit die Erfahrung machte, daß sie, wenn er weiter auf sie eindrang, dem Spiel ein Ende mache, indem sie ihn in ihre Arme nahm und ihm in die Ohren lachte, machte er es sich zur Regel, das

Spiel so lange zu treiben, bis dieser prachtvolle Abschluß erreicht war.

Nie tat er bei diesem ganz bewußten Spiel ihrem Kinn oder ihrer Wange etwas zuleide, eher seiner eignen empfindlichen Schnauze, aber selbst wenn es ihm wehtat, war die Freude doch größer als der Schmerz. Es war lauter Spaß von Anfang bis zu Ende, und dazu war es Liebesspaß. Dieser Schmerz war reine Seligkeit.

Alle Hunde sind Gottesanbeter. Aber glücklicher als alle andern Hunde, hatte Jerry ein Götterpaar gefunden, das, soviel Liebe es auch verlangte, immer noch mehr gab. Wenn er auch drohen konnte, seiner angebeteten Göttin mit seiner Schnauze etwas zuleide zu tun, so würde er doch in Wirklichkeit eher für sie sein Herzblut vergessen, das Leben gegeben haben. Er lebte nicht für Nahrung, für Unterkunft, für ein behagliches Ruheplätzchen zwischen den Perioden von Finsternis, die nun einmal zum Dasein gehörten. Er lebte für die Liebe. Und so gewiß er freudig für seine Liebe lebte, ebenso gewiß würde er freudig für sie gestorben sein.

In Somo hatte es lange gedauert, bis Jerrys Erinnerung an Schiffer und Herrn Haggins verblaßt war. Das Leben im Kaniabendorfe war zu unbefriedigend gewesen. Dort hatte es zu wenig Liebe gegeben. Nur Liebe kann die Erinnerung an Liebe oder vielmehr die Qual über den Verlust des Geliebten auslöschen. An Bord der Ariel hingegen erfolgte dies Auslöschen schnell. Jerry vergaß Schiffer und Herrn Haggins nicht. Aber in den Augenblicken, da er sich ihrer erinnerte, wurde die Sehnsucht nach ihnen jetzt weniger nagend und schmerzlich. Die Pausen zwischen diesen Augenblicken wurden länger, und es geschah seltener, daß Schiffer und Herr Haggins in seinen Träumen Form annahmen und wirklich wurden, denn nach Hundearbeit träumte er viel und lebhaft.

* * *

An der Leeküste von Malaita entlang fuhr die Ariel ganz ruhig nordwärts über die farbenprächtige Lagune zwischen den Küstenriffen und den Außenriffen, wagte sich in Kanäle, die so eng und voller Korallenriffe waren, daß Kapitän Winters behauptete, täglich Tausende neuer grauer Haare auf seinem Haupte zählen zu können, und ankerte vor jeder unmauerter Bucht im Außenriff und jedem Mangrovenumpf auf dem Lande, wo es Aussicht gab, Menschenfresser zu finden. Denn Harley und Villa Kennan hatten keine Eile. Solange die Reise interessant war, machten sie sich darüber keine Sorge, wie weit es von einem Ort zum andern war.

Im Laufe der Zeit lernte Jerry auf einen neuen Namen — oder eigentlich auf eine ganze Reihe von Namen — hören, denn Harley Kennan mochte ein Geschöpf, das bereits einen Namen hatte, nicht umbauen.

„Er muß doch einen Namen gehabt haben“, sagte er zu Villa. „Haggins muß ihn doch irgendwie genannt haben, ehe er auf die Arangi kam. Daher muß er namenlos bleiben, bis wir nach Tulagi kommen und erfahren können, wie er wirklich heißt.“

„Was bedeutet ein Name?“ begann Villa heiter.

„Alles“, erwiderte ihr Mann. „Denk, wenn du selbst Schiffbruch erlitten hättest und deine Retter dich ‚Frau Riggs‘ oder Mademoiselle de Maupin‘ oder ganz einfach ‚Topsy‘ nennen würden. Oder denk, wenn ich ‚Benedict Arnold‘ oder ‚Judas‘ oder . . . oder . . . ‚Hamann‘ genannt würde. Nein, laß ihn namenlos bleiben, bis wir seinen richtigen Namen herausbekommen.“

„Wir müssen ihn doch irgendwie nennen“, wandte sie ein. „Wir können doch sonst gar nicht an ihn denken.“

„So nenn‘ ihn bei vielen Namen, aber nie zweimal bei demselben. Nenn‘ ihn heute ‚Hund‘ und morgen ‚Herr Haggins‘ und übermorgen wieder anders.“

Und so kam es, daß Jerry sich eher aus dem Tonfall und dem unmittelbaren Zusammenhang als sonst irgendwie daran gewöhnte, sich in Verbindung mit einer ganzen Reihe von Namen zu legen, wie zum Beispiel: Hund, Abenteurer, Starke Freund, Singvögelchen, Namenlos, Liebling. Das waren einige wenige von den Namen, die Billie ihm gab. Harley wiederum redete ihn Jungteufel und Löwentöter an. Kurz, Mann und Frau wetteiferten, wer die meisten Namen für ihn erfinden konnte, ohne ihn je bei dem gleichen zu nennen. Und weniger aus den Lauten und Silben als aus dem zärtlichen Klang ihrer Stimmen erkannte er bald, daß jeder Name, den sie nannten, auf ihn gemünzt war. In seinen eignen Gedanken war er nicht mehr Jerry, sondern einfach jeder besonders freundlich und zärtlich ausgesprochene Laut.

Seine große Enttäuschung (wenn man das Wort Enttäuschung auf das unbewußte Gefühl, nicht das Erwartete erreicht zu haben, anwenden kann) war eine sprachliche Angelegenheit. Keiner an Bord, nicht einmal Harley und Billie, redeten Nalasus Sprache. Jerry's ganzer großer Wortschatz, seine ganze Fähigkeit, ihn anzuwenden — eine Fähigkeit, die ihm eine Sonderstellung als Wunder unter den Hunden gesichert hätte, weil er wirklich eine Sprache beherrschte, war auf der Ariel nutzlos. Sie sprachen sie nicht, hatten überhaupt keine Ahnung von der Existenz dieser Whiss-Whuff-Sprache, die Malaus ihn gelehrt hatte, und die jetzt, nach Nalasus Tode, kein lebendes Wesen außer Jerry mehr kannte.

Fortsetzung folgt.

NEW BERN

unsere Tochterstadt in USA.

Von Dr. H. Strahm

III.

Die Gründung der Stadt Neu Bern im Jahre 1710

Zur Zeit der Gründung von Neu Bern war die ganze Küste Nordamerikas, vom spanischen Florida (das erst 1762 an England abgetreten wurde) englische Kronkolonie. Kanada und das Mississippigebiet waren französisch. Die Engländer suchten von der Küste aus immer tiefer in das Hinterland zu dringen, das noch durchwegs von Indianern besiedelt war.

Unter diesen englischen Provinzen an der Ostküste von Nordamerika nahm Carolina eine besondere Stellung ein. Im Jahre 1663 hatte nämlich König Karl II., zum Dank für die Restauration des Königstums und seine Wiedereinsetzung auf den englischen Königsthron, einer Gesellschaft von adeligen Günstlingen das nach seinem Namen benannte Gebiet abgetreten. Carolina erhielt eine Art Verfassung nach einem vom Philosophen John Locke zu diesem Zweck aufgesetzten Feudalsystem. Die mit dem Besitztum ausgestatteten Lords trugen den Titel Pfalzgraf und besaßen das Recht, Landgrafen, Barone, Ritter und Junfer zu ernennen und sie im königlichen Heroldssamt als solche eintragen zu lassen.

Bei diesen Herren stand Christoph von Graffenried in hoher Gunst. Sie ehrten ihn mit dem Titel eines Landgrafen von Carolina und Barons von Bernberg. Außerdem wurde er von ihnen zum Ritter des Purpurbandes mit der Medaille, einer Nachahmung des englischen „blauen Bandes“ oder Hosenbandsordens erhoben. Dies stellte ihn im Rang an höchste Stelle im Parlament der Provinz, unmittelbar nach dem Gouverneur. Er besaß also echten amerikanischen Adel und legitime amerikanische Adelsprädilekte. Mit Recht röhmt sich Neu Bern noch heute, als wahrscheinlich einzige amerikanische Stadt einen Stadtgründer und Stadtherrn von echt amerikanischem Adel besessen zu haben.

Es war ein großangelegtes Unternehmen, das Graffenried mit seiner Koloniegründung in Carolina plante. Von den Lords-Eigentümern hatte er ein Gebiet von 17,500 arpents oder acres (ca. 70 km²) zu einer Summe von 175 Pfund Sterling und einem jährlichen Bodenzins von 6 Schilling für je 100 arpents oder acres an den Ufern der Flüsse Neuse und Trent sowie am Beaufort River (White oak = weiße Eiche) käuflich erworben. Außerdem sicherte er sich 100,000 acres (ca. 400 km²) südlich davon bis zum Clarendon River zum selben Preise für 7 Jahre, wobei der Kaufpreis vom 7. bis zum 12. Jahre hätte abbezahlt werden sollen.

Die hohe Gerichtsbarkeit in diesem Gebiet sollte den Lords

verbleiben, Streitfälle unter Kolonisten und Engländern sollten vor englischen Richtern, Streitfälle von Kolonisten unter sich hingegen von ihnen selbst oder durch von Graffenried beurteilt werden. Ferner wurde den Siedlern Religionsfreiheit zugesichert. Dies war keine so selbstverständliche Sache, zu einer Zeit, da man fast in allen Ländern die Andersgläubigen verfolgte und beispielsweise Bern die Täufer noch als Verbrecher behandelte, sie ins Gefängnis warf oder aus dem Lande verjagte. In der zu gründenden Kolonie sollte ein Pfarrer aus der Heimat in deutscher Sprache predigen dürfen.

Außer dem bereits genannten geringen Bodenzins von 6 Schilling für 100 acres waren die Siedler von allen Steuern, Abgaben und Zinsen befreit. Die Lords-Besitzer, oder auf ihren Befehl die Provinz, mußte den neuen Siedlern die nötigen Lebensmittel und Viehware liefern, die nach 2 bis 3 Jahren wieder zurückgegeben werden mußten.

Christoph von Graffenried erhielt außerdem das Recht eine Stadt mit Stadtrecht, Wochen- und Jahrmarkt zu gründen. Im Andenken an seine Vaterstadt nannte er sie New Bern.

Da man in Amerika, so schreibt von Graffenried, nicht gerne eng beieinander wohne, damit man reinere Luft genießen könne, befahl er die Straßen sehr breit und die Häuser wohl voneinander getrennt zu bauen. Jeder Familie ließ er für Haus, Scheune, Obst- und Gemüsegarten, Hühnerhof usw. 3 Jucharten Platz ausmessen. Der Stadtgrundriß war zum Teil durch die Lage zwischen den beiden Flüssen Neuse und Trent, zum Teil durch die günstige Verteidigungsmöglichkeit vorbestimmt. Es ergab sich so die Form eines Dreiecks, dessen eine, bewehrte Seite gegen den Angreifer gerichtet war, dessen beide anderen durch die Flussufer, resp. den diesen entlang laufenden Ufersträchen gebildet wurden. Für die Straßeneinteilung wählte er die Kreuzesform. Eine Straße verband Neuse und Trent, die andere führte von der Landspitze, an welcher Graffenrieds Haus stand, bis zur oberen Stadtgrenze. Am Schnittpunkt dieser beiden Hauptstraßen sollte die Kirche erbaut werden.

Das Land wurde vermessen und die Hausplätze durch Markierungspfähle abgesteckt. Um die Handwerker zur Ansiedlung in der Stadt zu bewegen wurde ihnen Steuerermäßigung gewährt. Die neuen Stadtbürger hatten vom dritten Jahre an für ihren Hausplatz dem Stadtherrn einen Taler Jahreszins zu zahlen, die Handwerker dagegen waren für zehn Jahre zinsfrei. Bald war eine ansehnliche Zahl von Handwerkern beisammen. Es gab da zwei Zimmerleute, zwei Schreiner, einen Schlosser, einen Hufschmied, zwei Schuhmacher, einen Schneider, einen